



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Linde, Max: Wir und die Chinesen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der beharrlichen Staatskunst eines Bismarck und der kongenialen Mitarbeiterchaft eines Andrássy ist es gelungen, aus dem kühlen Frieden allmählich ein Einvernehmen und aus dem Einvernehmen eine Defensivallianz zu schaffen. Und aus dieser wurde ein weit das Maß alles international Gewöhnten überragender Freundschaftsbund. Seine Früchte reifen täglich und stündlich. Für solche Politik aber wurde der Weg im Sommer 1866 zu Nikolsburg und Prag frei gemacht. Und das ist der letzte Sinn dieser Halbjahrhundert-Erinnerung.



Wir und die Chinesen

Von Generalsekretär Dr. Max Linde



ie neueren Beziehungen zwischen China und den westeuropäisch-amerikanischen Staaten haben von Beginn an, also ungefähr seit dem Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, unter einem unglücklichen Sterne gestanden. Irrungen und Wirrungen haben sie beherrscht, die entstanden waren und entstehen mußten aus der vollständigen Unkenntnis, in der sich jeder Teil bezüglich der Staats- und Weltanschauung des andern befand.

Was wußte der Westen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom alten China, seiner großen Geschichte, seiner Machtentfaltung in früherer Zeit, seiner religiös-ethischen Staatsidee, seiner uralten Kultur, seinem reichen Geistesleben? Nichts. Zwar trafen Westen und Osten damals ja nicht zum ersten Male zusammen, denn schon Jahrhunderte früher waren die Kaufleute und Gesandten der führenden westlichen Staaten nach China gekommen, hatte ein Marco Polo, der größte Chinakenner am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, seine Reisen durch das weite Reich gemacht, waren katholische Missionare drüben erfolgreich tätig gewesen. Aber was sie uns überliefert hatten, war in den Archiven und Büchereien vergraben, war das geistige Eigentum einer ganz geringen Zahl von Gelehrten. Die europäischen Regierungen und ihre Diplomaten und Admirale, die europäischen Kaufleute und Schiffseigentümer hatten von China kaum eine andere Vorstellung als die eines großen dichtbevölkerten Landes, das aus teuflischer Bosheit oder verblendeter Torheit sich abschloß, keine diplomatischen Beziehungen anknüpfen, keine kaufmännischen Geschäfte mit Ausländern machen, keine Fremden seine Grenzen überschreiten lassen wollte.

Und was wußte auf der anderen Seite China vom Westen, seiner politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung, seiner Weltanschauung, seinen Zielen und Absichten, seinem Willen und Wollen? Ebenfalls nichts. Den katholischen

Missionaren, die nähere Kunde von uns hätten bringen können, war bereits 1716 unter Kaiser Kanghi und abermals 1785 unter Kaiser Kiän-lung das Land verboten worden, und der Handels- und Schiffsverkehr, wenn er auch bestand, war doch zu gering und berührte auch nur die äußersten Seegrenzen des Reiches, als daß er als wichtiges Verständigungsmittel zwischen West und Ost hätte in Betracht kommen können.

Diese gegenseitige Unkenntnis hat eine ununterbrochene Kette von schmerzlichen und bedauerlichen Mißverständnissen hüben und drüben zur Folge gehabt. Wir sahen Hochmut, Anmaßung und hornierte Dünkelhaftigkeit, wo China tatsächlich (und von seinem Standpunkte mit Recht) um den Fortbestand seiner Staatsidee kämpfte; wir sahen bösen Willen und verletzende Rücksichtslosigkeit gegen unsere „guten“ Absichten, wo es sich für China um die Erhaltung seiner Kultur und kulturellen Ideale handelte. Andererseits erhoben wir Forderungen, die nach westlicher Auffassung nicht unbegründet, nach chinesischer hingegen als brutale Vergewaltigungsabsichten erscheinen mußten, verkehrten wir mit China in Formen, die uns im Laufe der Entwicklung geläufig geworden waren, ihm aber als verächtliche Äußerung barbarischer Gesinnung erschienen.

Es ist sicherlich ganz irrig, für den Westen mildernde Umstände in Anspruch zu nehmen und China die Hauptschuld an all den unzähligen Mißverständnissen zuzuschreiben. Soweit von Schuld im einzelnen Falle überhaupt die Rede sein kann, lag sie auf beiden Seiten; ihre Wurzel war aber fast stets das gegenseitige Nichtkennen. Im übrigen dürfen wir nicht vergessen: China hatte uns ja nicht gerufen, sondern der Westen kam und drängte sich ihm auf, schlug rücksichtslos Einlaß begehrend an die Pforten des Reiches, unbekümmert um Chinas Wünsche, ausschließlich geleitet von der Durchsetzung seiner eigenen Ziele und Bestrebungen.

Es kann gewiß nicht wundernehmen, daß dieses nur von eigenen Rücksichten diktierte Vorgehen den Westländern herzlich wenig Sympathien in China eintrug. Man verabscheute die Fremden, verachtete und haßte sie. So kam es bald hier, bald dort zu Auseinandersetzungen und Blutvergießen, bis schließlich die allgemeine Fremdenfeindlichkeit zum Ausbruch kam in dem Boxeraufstand, jener von oben herab organisierten Generalabrechnung mit den Westländern, die das seit Jahrtausenden überkommene Verhältnis zwischen Regierung und Volk mit ihren staatsrechtlichen, philosophischen und religiösen Ideen zerstörten, die den territorialen Bestand des Reiches antasteten, die das Land in früher ungeahnte Schulden stürzten, die seine wirtschaftlichen Hilfsquellen sich selber nutzbar machten, die obendrein mit ihrem Gift, dem Opium, das Volk entneroten und verdarben und nur ein Ziel zu kennen schienen: politischer und wirtschaftlicher Gewinn auf Kosten Chinas.

So hat die gegenseitige Unkenntnis bittere Früchte getragen, schwere Opfer an Blut und Gut gefordert und zur Folge gehabt, daß die gegenseitige Annäherung zwischen West und Ost nur zögernd und langsam vor sich gegangen ist.

Es ist gar keine Frage, daß unsere Kenntnisse der chinesischen Verhältnisse im Laufe der letzten Jahrzehnte wesentlich zugenommen haben. Nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung sondern namentlich auch, soweit es sich um die Erkenntnis und Durchbringung des geistigen Lebens Chinas, seiner Welt- und Staatsanschauung handelt. Männer wie von Brandt, Franke, Grube*), Hackmann, Rohrbach, Schrameier, Schüler, Pfarrer Wilhelm und Witte, um nur einige von ihnen zu nennen, haben uns in neuester Zeit in ihren auch der Allgemeinheit zugänglichen und verständlichen Arbeiten reiches Material gegeben, das weiten Kreisen eine Orientierung über die geistigen Prinzipien Chinas sehr wohl ermöglicht. Trotzdem sind wir allerdings noch weit davon entfernt, daß die Beschäftigung mit diesen Dingen und ihre Kenntnis so verbreitet wäre, wie wir es im Interesse der west-östlichen Beziehungen dringend wünschen müssen. Alle unsere Bergwerksanlagen nämlich, unsere Eisenbahnen und Maschinen, unsere Kanonen und Kriegsschiffe, unsere Jurisprudenz und Medizin, alles das, was wir den Chinesen bringen und was sie sich bei uns holen, ist nicht ausreichend zu einer gegenseitigen Verständigung. Wir müssen vielmehr darüber hinaus versuchen, uns mit dem geistigen Leben Chinas auseinanderzusetzen.

Das ist heute noch wichtiger als früher. Unsere Freundschaft für den Fernen Osten ist merklich abgekühlt, seitdem Japan, das einen guten Teil seiner rapiden Entwicklung auf allen Gebieten Deutschland verdankt, sich auf die Seite unserer Feinde stellte und sich den lächerlich geringen Ruhm erwarb, das isolierte deutsche Pachtgebiet Kiautschou uns abzunehmen. Wir wollen hier nicht untersuchen, welche Motive die japanische Regierung leiteten, und ob etwa Vorgänge der hohen Politik, wie z. B. die Haltung Deutschlands im Bunde mit Frankreich und Rußland gelegentlich des Friedens von Shimonoefi (April 1895) oder zehn Jahre später die Stellung Deutschlands während des russisch-japanischen Krieges, von ausschlaggebender Bedeutung für Japans Eintreten in den Kreis unserer Feinde waren. Tatsache ist jedenfalls, daß wir das japanische Vorgehen als eine vollendete Felonie einem Staate gegenüber empfinden, der wie das Deutsche Reich freudig gegeben hatte, um auf allen Gebieten, dem Heerwesen, der Industrie, den Geisteswissenschaften usw., den japanischen Aufstieg zu fördern.

Wenn wir uns auch bemühen, das Verhalten Japans heute objektiver und leidenschaftsloser als nach Überreichung seines Ultimatus zu betrachten,

*) Wilhelm Grube, der 1908 verstorbene Professor der Sinologie an der Universität Berlin, den von Richthofen den besten Kenner des chinesischen Volkes genannt hat, ist den „Grenzboten“-Lesern kein Fremder. In den Heften 29 und 30 des Jahres 1911 brachten die „Grenzboten“ unter dem Titel „Bausteine der chinesischen Kultur“ zwei Vorträge, die Grube in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung gehalten hatte, und im selben Jahre veröffentlichten sie eine Reihe seiner „Briefe aus China“ (Heft 45, 46, 47, 49, 50, 51, 52).

so kann doch kein Zweifel darüber herrschen, daß trotz aller Rechtfertigungsgründe, die das östliche Inselreich für sein Vorgehen in Anspruch nimmt, bei uns in weiten Kreisen tiefe Enttäuschung (oder vielleicht mehr noch: Enttäuschung) über den ostasiatischen Widersacher Deutschlands besteht. Wir haben das Gefühl, von Japan, das wir auf seinem Entwicklungsgange entscheidend unterstützt hatten, treulos hintergangen, verraten zu sein. Und Treubruch und Verrat sind Dinge, die der Deutsche nicht leicht vergeben, geschweige vergessen kann.

Der Europäer, der zum ersten Male sich einem Kreise von Ostasiaten gegenüber sieht, gebraucht geraume Zeit, um die einzelnen Personen voneinander unterscheiden zu lernen. Unsere westlichen Augen sind zu wenig geschult, um die einzelnen Unterschiede in den ostasiatischen Physiognomien ohne weiteres zu erfassen. Erst bei näherer Beobachtung merkt man, daß die einzelnen Individuen sehr verschieden voneinander sind, und daß die landläufige Meinung: „Sie sehen alle gleich aus“ auf Täuschung beruht. Dieser optischen Täuschung entspricht eine andere. Der den Dingen ferner Stehende ist nur zu leicht geneigt, den Satz: „Sie sehen alle gleich aus“ zu dem Satze zu verallgemeinern: „Die Ostasiaten sind alle gleich“, nämlich ihrem Wesen und Charakter nach.

Diese Auffassung ist jedoch ein starker, wiederum nur auf unzureichender Kenntnis beruhender Irrtum, der die Gefahr zu neuen schwerwiegenden Mißverständnissen in sich schließt.

Es wäre für die Entwicklung der deutsch-chinesischen Beziehungen nichts nachteiliger, als die Meinung sich verbreiten zu lassen, alle Ostasiaten, das soll in diesem Falle heißen, die Japaner und die Chinesen, seien nach Wesen und Charakter gleich. Würde den Chinesen bei uns eine dieser Auffassung entsprechende Behandlung zuteil, würden wir ihnen hinfort mit dem berechtigten und starken Mißtrauen begegnen, das wir in Zukunft nach den gemachten Erfahrungen den Japanern entgegenbringen müssen, so würden wir einerseits die Sympathien eines großen Volkes aufs Spiel setzen, das uns heute mit aufrichtiger und unverhohlener Bewunderung für Deutschland in seinem ungeheuren Kampfe gegen eine Welt von Feinden gegenübersteht, und wir würden andererseits den Chinesen schweres Unrecht zufügen.

Heute ist die Meinung nicht selten, daß im Leben der Völker Sympathien und Antipathien, Gefühle und Empfindungen keine große Rolle spielen, sondern lediglich die staatlichen Ideale und vermeintlichen Lebensnotwendigkeiten, die Macht und die Kraft sich durchzusetzen. Gewiß sind die letzteren dieser Faktoren stärker als die ersteren, wie ja dieser Krieg nur allzu deutlich erwiesen hat. Aber das darf uns nicht abhalten, uns Sympathien, die uns entgegengebracht werden, zu erhalten. Heute mehr denn je. Deutschland war, seitdem es politisch und wirtschaftlich stark geworden ist, viel gefürchtet, aber wenig beliebt in der Welt. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß englische Reuter-

telegramme und Bilder angeblicher deutscher Greuel bei einer Reihe neutralen Staaten ein ebenso empfängliches Publikum fanden wie bei unseren Feinden. Ob ein siegreiches Deutschland diese Unbeliebtheit in absehbarer Zeit ins Gegenteil verkehren kann, ist zum mindesten zweifelhaft. Unzweifelhaft aber ist es, daß „der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß“, „die erbitterte Stimmung in Frankreich, England und Rußland sich aus dem Krieg in den Frieden forterben wird“ (Fürst Bülow). Dieser Ansumme von Unbeliebtheit, nationalem Haß und erbitterter Stimmung uns gegenüber sollen und müssen wir ehrliche Sympathie, wo immer sie uns entgegengebracht wird, hegen und fördern.

Aber sehen wir ganz von dem mehr oder weniger großen Wert der Sympathien Chinas für Deutschland ab. Eine Gleichstellung der Chinesen mit den Japanern würde in erster Linie ein schweres Unrecht an jenen bedeuten.

Der Inhaber einer bekannten deutschen Firma in Ostasien, der viele Jahre dort draußen zugebracht hat, schrieb mir kürzlich: „Die Chinesen sind keine Japaner; generell gesprochen ist bei ersteren eine sehr viel anständigere Gesinnung zu finden als bei letzteren.“ Dieser auf jahrzehntelanger Erfahrung beruhende Satz trifft den Kardinalpunkt: Was den Chinesen dem Japaner gegenüber auszeichnet, ist die sehr viel anständigere Gesinnung. Darin liegt der Grund für die Überzeugung jenes „Ausländers, der in beiden Ländern gelebt hatte, daß, je länger ein Fremder in Japan lebt, desto weniger er die Japaner liebt, je länger hingegen ein Fremder in China lebt, desto mehr er die Chinesen liebt.“ Sicherlich ist das Seelenleben der Ostasiaten ein anderes als unseres, und wir können unmöglich erwarten, daß wir jede der menschlichen Eigenschaften, die uns als die edelsten und besten erscheinen, bei Menschen wiederfinden, die Jahrtausende hindurch, Generation auf Generation, in einem ganz anderen Kulturkreis aufgewachsen sind. Gewiß sind uns manche Züge im Leben des einzelnen Chinesen sowie des chinesischen Volkes im ganzen unverständlich und vielleicht auch wenig sympathisch, aber „trotz seines Mangels an Reinlichkeit und Verfeinerung, trotz seiner vielen geistigen und Charakter-Fehler“ (Ku Hung Ming*) finden wir, wenn wir alles nur in allem nehmen, in den typischen Vertretern des Chinesentums so viele edle Eigenschaften, so viel auch nach unserer Auffassung grundanständige Gesinnung, daß sie nicht nur unsere Achtung sondern auch unsere Wertschätzung verdienen. Oder auf das Ganze projiziert: „Im großen

*) Ich benutze die Gelegenheit, auf das soeben im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienene sehr zeitgemäße Buch Ku Hung Mings: „Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg“ hinzuweisen. Ku Hung Ming ist bei uns wohlbekannt. Seine vor mehreren Jahren in dem gleichen Verlage erschienene Arbeit über „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ hat viel Beachtung und warme Anerkennung gefunden. Für jeden, der sich bemüht, einen Blick in das Seelenleben der Chinesen zu tun, ihren moralischen Charakter zu erfassen, sind die Arbeiten des geistvollen Ku Hung Ming wertvollstes Material, an dem er nicht vorbeigehen kann.

überschaut, sind die Chinesen ein Volk, das alle Hochachtung verdient und in seiner kernigen, geschlossenen Art auch für die Zukunft Großes verspricht" (Witte).

Mag eine eingehende Beschäftigung mit dem chinesischen Volkscharakter, seinen guten und schlechten Eigenschaften, den uns sympathischen und unsympathischen Zügen, des Raumes wegen einem späteren Aufsatze vorbehalten bleiben. Worauf es mir heute ankam, war, darauf hinzuweisen, daß wir uns entschieden davor hüten müssen, die Chinesen nur deswegen so einzuschätzen, wie wir es nach den Erlebnissen der letzten Jahre bei den Japanern tun müssen, weil sie wie diese Ostasiaten, Mongolen sind.

Wer mit den hier lebenden Chinesen verkehrt, weiß, daß manche von ihnen die Befürchtung hegen, man könnte sie die an den Japanern erlebte Enttäuschung durch eine allzu sehr betonte Reserviertheit und Kühle vergelten lassen. Diese Befürchtung darf und soll meines Erachtens nicht aufkommen. Das weitgehende, zum Teil allzu große Entgegenkommen, das den Japanern in jeder Hinsicht, insbesondere auch im gesellschaftlichen Verkehr erwiesen wurde, darf den Chinesen gegenüber nicht ins völlige Gegenteil verkehrt werden. Alle Übertreibungen sind von Nachteil, und kein gebildeter Chinese erwartet im Verkehr mit uns eine wie immer geartete Überschwänglichkeit in Wort oder Tat (sie würde ihn im Gegenteil in seiner ruhigen, bescheidenen Art nur verwirren und abstoßen), aber was er mit Recht erwartet, ist, daß wir ihm ohne Voreingenommenheit, ohne Mißtrauen, ohne Falsch begegnen, daß wir ihn weder unter- noch überschätzen, sondern mit ihm in der Weise verkehren, wie zwei gebildete Menschen, die Achtung voreinander hegen, zu tun pflegen.

